

Der Briefkasten.

Stille von Neue Bagin.

Still und friedlich lag das Pfarrhaus inmitten des großen Gartens da. Die Gemeinde war nur klein, aber die Leute größtenteils ehrlich und nett, so daß der Pfarrer, der fast 30 Jahre das Amt des Seelsorgers dort ausübte, gut mit seinen Pfarrkindern auskam.

Hinter dem geräumigen Hause war der Gemüsegarten angelegt. Die ersten und die letzten Sonnenstrahlen waren für ihn. Im Mai schon röteten sich die Rirschen, die Johannisbeeren manchmal noch früher, und Anfang August konnte man in hundert Schritte Entfernung den herrlichen, schweren Duft der reifenden Melonen spüren.

Der Pfarrer von Sankt - Philemon, so hieß das Dörfchen, war jedoch keineswegs ein Gourmet; er besaß das Alter, wo der Appetit auf gute Sachen nur noch eine Erinnerung ist.

Die Jahre hatten ihm den Rücken gebeugt und seinem Antlitz, aus dem zwei kleine lebenslustige Augen gutmütig in die Welt schauten, ihren Stempel aufgedrückt.

„Tiere können sich nicht bessern,“ sagte er, „und wenn ich ihnen böse sein wollte, wie vielen von meinen Pfarrkindern müßte ich es dann in erster Linie sein!“

Und er begnügte sich damit, in die Hände zu klatschen, wenn er den Gemüsegarten betrat, damit er nicht sah, wie das freche kleine Wölkchen sich an seinem Osttisch gütlich tat.

Ein Hufschien, ein Rascheln in den Blättern und Friede und Ruhe für fünf Minuten!

Kein Geräusch vom Dorfe her störte den Frieden und die Stille des Pfarrhauses, und wenn die Reue des kleinen Diebstahls anerkennen wollte, so wäre der Pfarrer über seinem Brevier eingeschlafen.

Glücklicherweise kam er ebenfalls schnell wieder, wie sie verschwinden waren. Ein frecher Spatz machte den Anfang, und bald waren alle wieder lustig am Schnabulieren. Und der Pfarrer konnte sein Buch auf- und aufschlagen, es nützte nichts, kein Vogel ließ seine Beute im Stich, so daß der Besizer manchmal trostlos murmelte: „Die lassen uns in diesem Jahre aber auch keine Beere!“

Die Vögel ahnen, daß diejenigen, die sie belagern, nicht handeln. Im Frühling bauten sie ihre Nester um das Pfarrhaus herum. Bald hatten sie die besten Plätze herausgefunden. Aus hohen Bäumen, Mauerlöchern, Apfelbäumen und Weichbäumen, überall lagte ein kleiner, brauner Schnabel wie eine Säbelspitze hervor.

Eines Frühlings war der Anbruch besonders groß; kein Platz war mehr zu finden, und eine kleine Meise nahm in der Verlegenheit die regelmäßige Defnung eines kleinen Kasten, der an der Eingangstür des Gartens angebracht war, passend zum Nisten an, zwängte sich hinein, fand die Wohnung reizend und geräumig und begann emsig ihr Nest zu bauen.

Febern, Wolle, Moos, alles wurde herbeigeschafft, um den Nistkasten warm und mollig zu machen.

Eines Tages kam die Köchin des Pfarrers empört und rot vor Zorn herbeigelaufen, ein Stück Papier in der Hand. Der Pfarrer, der gerade in der Jasminlaube seinen Kaffee trank, sah erkaunt auf.

„Hier, Herr Pastor, ein Brief und noch dazu ein schmutziger! Sie stiften Unheil genug an!“

„Wer denn?“

„Na, Ihre Unglücksvögel, denen Sie Gaffreundschaft gewähren! Haben Sie nicht die unsinnige Idee gehabt, den Briefkasten als Nest einzurichten und Eier darin zu legen? Ich habe ihn aufgemacht, weil die Briefträger klingelte, was ja selten genug vorkommt. Der Kasten ist vollgestopft von Hen, Pferdehaaren und Federn, ein Klopffisch könnte man damit füllen — und mitten darin sitzt ein Tier, gesehen habe ich es zwar nicht, aber es sieht wie eine Schlange!“

Der Pfarrer lachte über das ganze Gesicht. Dann sagte er kstahlend: „Das muß eine Stohlmeise sein; nur die ist imstande, auf solche eine Idee zu kommen und mir einen solchen Streich zu spielen. Müßte das Nest auf keinen Fall an, Therese!“

„Das hat keine Gefahr, Herr Pastor.“

Der alte Herr ließ seinen Kaffee stehen, durchquerte hastig den Garten, ging durch das Haus und über den Hof, bis an die Mauer, die das Pfarrhaus von der Landstraße trennte. Vorsichtig öffnete er den Kasten, der so groß war, daß die ganze Korrespondenz des Dörfchens mit Leichtfertigkeit Platz darin gehabt hätte.

Er hatte sich nicht geirrt. Die Form des Nestes, die Farbe und die ganze Zusammenstellung brachten ihn zum Entzücken. Er hörte das Zischen des kleinen unsichtbaren, brütenden Vogels und sagte gutmütig: „Sei ruhig, Kleine, ich kenne Dich; 21 Tage Brutzeit und drei Wochen, um Deine Familie zu erziehen, das verlangst Du, nicht wahr? Du sollst Ruhe haben, ich nehme den Schlüssel mit.“

Und in der Tat nahm er den Schlüssel an sich, und alltäglich, wenn er seine Pflicht als Pfarrer erfüllte, die Messe las, die Armen besuchte, dem Boten seine Bestellung für die Stadt gemacht hatte, und was es sonst noch für ihn zu tun gab, erinnerte er sich der kleinen Meise und sorgte, daß sie nicht durch die Ankunft eines Briefes im Brevier gestört würde.

Es war immerhin möglich, wenn auch nur wenige Briefe ins Pfarrhaus kamen. Aber Sankt - Robert war nahe, und da der Pfarrer diesen Namen trug, so hielt er es für gut, vorsichtigerweise an seine drei wirklichen Freunde zu schreiben:

„Mein lieber Freund, schreib mir in diesem Jahre nicht zu meinem Geburtstage. Ich bitte Dich darum. Es wäre mir unangenehm, in diesem Augenblick einen Brief zu erhalten. Später werde ich Dir erklären, warum, und Du wirst meine Gründe verstehen.“

Sie nahmen an, daß seine Augen sich verschlechtert hatten, und schrieben nicht.

Der war froher als der Pfarrer von Sankt - Philemon.

Drei Wochen waren vergangen, und täglich hatte er an das Nest mit den gekleckten, rosa Eierchen gedacht. Heute beugte er sich hinab, um zu horchen. Das Ohr an den Spalt gelegt, lauschte er. Dann richtete er sich, vernünftigt die Hände reißend, wieder auf.

„Das zwitschert, Therese, das zwitschert! Die verdanken mir im wahren Sinne des Wortes ihr Leben; ich werde es nicht bereuen.“

Sein Herz war jung geblieben, wenn der Körper auch gealtert war. In der Tiefe seiner Seele schlummerten Gedanken und Freuden eines Kindes.

Zu derselben Zeit befand sich der Bischof mit seinen Räten, seinen beiden Generalvikaren, dem Dekan der Diözese, seinem Generalsekretär und dem Direktor des Seminars in seinem Arbeitszimmer, um über die Besetzung verschiedener Pfarren zu beraten. Nachdem er für einige Posten Vikare und Pfarrverweser vorgeschlagen hatte, sagte er:

„Meine Herren, ich habe einen Kandidaten, der in jeder Hinsicht ausgezeichnet für die Pfarre in A. paßt, aber ich möchte dem Pfarrer von Sankt - Philemon, einem unserer ältesten Pfarrer, gern die Ehre antun und ihm die gute Stelle anbieten. Er wird sie höchstwahrscheinlich ablehnen, seines Alters wegen und auch aus Bescheidenheit. Wir haben ihm dann jedoch Gelegenheit widertfahren lassen.“

Der Vorschlag wurde einstimmig angenommen, und an demselben Abend ging ein Brief, vom Bischof unterzeichnet, an den Pfarrer von Sankt - Philemon ab, mit dem Postskriptum:

„Antworten Sie umgehend, mein lieber Pfarrer, oder noch besser, kommen Sie zu mir. In drei Tagen muß ich der Regierung meine Vorschläge gemacht haben.“

Der Brief kam an demselben Tage in Sankt - Philemon an, an welchem die kleinen Meisen aus den Eiern geschlüpft waren. Mit Mühe gelang es dem Briefträger, den Brief in den Kasten zu stecken; er verschwand darin und blieb dort auf dem Boden des Nestes liegen.

Und die Zeit kam, wo die kleinen Meisen ein Federkleiden anzogen. Vierzehn Junge kreischten, lärnten und versuchten auf ihren schwachen Beinchen zu stehen. Vierzehn kleine hungrige, bis an die Augen aufgerissene Schnäbel verlangten vom Morgen bis zum Abend zu essen.

Es war die erste Zeit, und die Kleinen hatten noch keinen Verstand, aber bei den Vögeln dauert sie nicht lange. Bald gab's Streit im Nest; man schlug sich gegenseitig mit den Flügeln, kleine Flugversuche außerhalb des Nestes im Innern des Kastens bis an die Deckung, die so schöne, frische Frühlingluft einließ, und eines Tages rüstete man einen kleinen Flug ins Freie.

Der Pfarrer war zugegen und sah mit großem Vergnügen zu. Zu zweien und dreien wagten sie sich heraus, versuchten einen kleinen Flug, um dann wie die Bienen wieder in ihr Nest zu kriechen. Er freute sich wie ein Kind darüber und sagte vergnügt:

„Die Kinderstube kann bald gefegt werden; sie sind alle gesund und munter!“

Am anderen Tage nach Tisch ging der alte Herr wieder nach der Gartentür. Er hielt den kleinen Schlüssel in der Hand. Er klopfte damit an den Kasten. Nichts rührte sich. „Ich dachte mir's,“ murmelte der Pfarrer, „sie sind ausgeflogen.“ Und

er öffnete. Zwischen dem zerstörten Nest fand er einen Brief. „Großer Gott,“ sagte er, als er die Handschrift erkannte, „vom Bischof! Und in welchem Zustande! — Und seit wann liegt er hier?“

Er wurde blaß beim Lesen, bieder Schweiß trat ihm auf die Stirn. „Therese,“ rief er aufgeregt, „spanne an — schnell!“

Vorher sie den Befehl ausführte, kam sie erst mal, um zu sehen, was es gäbe.

„Was haben Sie denn, Herr Pastor?“

„Der Bischof wartet seit drei Wochen auf mich!“

„Das läßt sich nicht nachholen,“ meinte die Alte kopfschüttelnd, lief aber, so schnell sie konnte, um den Befehl auszuführen.

Erst am anderen Tage kam der Pfarrer zurück. Er sah ruhig und friedlich aus, aber in seinem Innern war er nicht so ruhig. Nur mit Mühe konnte er den Schein wahren. Nachdem er geholt hatte, das Pferd auszuspannen, ihm Hafer gegeben, sich umgezogen und den Koffer ausgepackt hatte, war es gerade die Zeit, in der die Vögel sich ihre Erlebnisse, die der Tag ihnen gebracht, erzählen. Ein heftiger Gemütsregen war niedergegangen, und von den Zweigen, auf denen die Vögel sich einen geeigneten Platz für die Nacht suchten, fielen die Tropfen noch schwer und gleichmäßig.

Als sie ihren Herrn und Freund erkannten, der die Allee in Gedanken verfunken auf und ab schritt, flatterten sie um ihn herum, zirpten und fangen jeder nach seinen Kräften. Selbst die kleinen, kaum mit Federn bedeckten, vierzehn Meisen waren anwesend, versuchten auf einem Birnbaum ihre ersten Künste und piepten nach Herzenslust.

Der Pfarrer beobachtete sie mit väterlich liebevollem Blick, aber mit melancholischer Zärtlichkeit, wie man jemandem ansieht, der einem teuer zu stehen gekommen ist.

„Ja, ja, meine Kleinen,“ sagte er, „ohne Euch wäre ich heute wohlfeinstlicher Pfarrer in Canton. Ich beueere es nicht, Euch zum Leben verhelfen zu haben, aber laßt man, Eure Dankbarkeit ist mir zu lärmend!“

Und ungeduldig klatschte er in die Hände.

Er war wirklich niemals ehrsüchtig gewesen, gewiß nicht, und selbst in diesem Augenblick war er aufrichtig.

Am anderen Morgen jedoch nach einer schlaflosen Nacht, als er mit Therese plauderte, sagte er:

„Wenn die Meisen im nächsten Jahr wiederkommen sollten, um zu nisten, so benachrichtige mich gleich. Hörst Du? Es ist wirklich unbeschönigt.“

Aber die Meisen kamen nicht wieder, und auch der große, so sehnsüchtig erwartete, mit dem Wappen des Bischofs geschlossene Brief blieb aus.

Blücher-Anekdoten.

Den alten Blücher überkam immer wieder der alte Wunsch, die Franzosen aus dem Lande zu jagen.

Einem jungen Offizier sagte Blücher im Jahre 1808 beim Abschied: „Weiß Gott, Junge, ist mich zwar leid, daß Du fort willst; aber bedenke, daß Du in deinen Jahren, ich marschierst jetzt auch ab, bloß um diese Mädeln von Franzosen nicht immer in unserm Königreich herumzuführen.“

Er sprach zu ihnen und sagte ihnen, wir Preußen und sie wollten doch noch gute Waffenbrüderschaft halten und vereint wieder recht bald auf die Franzosen losgehen.“

Endlich schlug die von Blücher jahrelang ersehnte und vorhergesehene Stunde. Der König von Preußen erklärte Napoleon den Krieg. Die lang angesammelte und verhaltene Kraft des alten Blücher konnte sich nun ausstößen.

Seine Stimmung ums Frühjahr 1813 kann nicht besser charakterisiert werden, als durch die folgende kleine Geschichte:

Ein junger Mann, welchem er am 1. April die Erlaubnis gegeben hatte, eine Sammlung von Kriegsliedern drucken zu lassen, fand ihn, als er zu ihm nach Dresden kam, um sich zu bedanken, beim Frühstück. Husaren und Jäger traten ein, um Berichte zu überbringen.

Als der Zivillist dem General vorgefellt war und seinen Dank abstattete, da legte dieser freundlich die Hand auf seine Schulter und sagte:

„Man immer munter darauflos gelungen! Das bringt etwas Feuer unter die Leute. Jetzt muß ein jeder singen wie ihm sein Herz ist, der eine mit dem Schnabel, der andere mit dem Sabel!“

— Boshaft. Dichter: „Meine Braut war sehr erfreut, als ich ihr meine Gebiete widmete.“

Freund: „Ja, die Liebe überwindet alles!“

Sie Blinden.

Eine Skizze von Herbert Siegemann.

„Morgen, sagt der Professor? Wirklich morgen? Schon so früh, Schwester?“ fragte der junge Student, der nach einer bisher glücklich überstandenen Operation in der Klinik des berühmten Professors Gräfenberg, des tüchtigsten Augenarztes der Hauptstadt, mit verbundenen Augen dalag. „Wirklich schon morgen?“ Seine bebenden Hände suchten die der Schwester, die sie ihm tröstend überließ.

Sie nickte leise und antwortete mit ihrer guten Stimme: „Ja, Herr Jeners, morgen. Der Professor meint, es hat keine Gefahr mehr.“

Franz Jeners saß mit einem Seufzer auf sein Lager zurück. Er mußte die schwere Entscheidung seines Lebens stand ihm bevor, die größte Sehnsucht seiner Seele sollte verwirklicht werden: er sollte das Licht sehen, von dem er in all den dunklen Jahren seines Lebens — er war als Blinder geboren — so viele herrliche Dinge gehört hatte: dies kostsamste Licht, das er nicht sah, das aber um ihn herumstutete in linder Wellen und das er ahnte und fühlte mit der ganzen Kraft seines Herzens.

Aber er vermochte nicht dem großen Augenblick der Freisetzung mit leichter Seele entgegenzujagen. Nicht nur, daß er an dem Wunder zweifelte, das ihm die Kunst des Arztes in Aussicht stellte: eine ungeheure Angst lebte in ihm vor einem schrecklichen, unangenehmen Schicksal, das ihn hinter der Pforte des Lebens erwartete.

Franz Jeners war von jeher ein selbstloser Mensch gewesen. Die angeborene Blindheit hatte seine Sinne zu einer noch größeren Schärfe und Reinheit entwickelt, als sie den meisten Blinden ohnehin eigen ist. Er hatte als Sohn wohlhabender Eltern in großer Stille und Einfachheit gelebt, und sein heiliges Leben hatte sich auf nimmerbare und entlegene Wege verirrt. Er konnte stundenlang in dem weltverlorenen alten Garten seines Elternhauses vor sich hinträumen, und vor seinen blinden Augen gauselten ganze Farbenharmonien von Licht vorüber, die er mit schmerzlicher und inniger Zerknirschung genoss, als er jemals ein Lebender hätte tun können. Er erlernte die Blindenschrift, und die großen Wunder des menschlichen Geistes taten sich ihm auf: die Weisen aller Völker und Zeiten traten in den stillen Kreis des einsamen jungen Menschen, sein Geist weilete sich, seine Seele regte ihre Flügel und eine unendliche Sehnsucht nach großen und schönen Dingen erfüllte sein Herz.

Zu dieser Zeit wurde das dem Hause seiner Eltern zunächst liegende Landhaus von einer Witwe besessen, deren einzige Tochter gleich ihm blind war. Es bahnete sich, wie das kaum anders zu erwarten war, sehr bald ein freundschaftlicher Verkehr zwischen den beiden Familien an. Maria, die Tochter, ein blondes junges Mädchen von lieblicher Zartheit, war erst vor wenigen Jahren erblindet. Alle Versuche der Ärzte, ihr Augenlicht zu erhalten, waren vergeblich gewesen, und so hatte sich die Mutter mit ihrem Kinde, das in stiller Klagloser Anmut sein schweres Schicksal trug, in die Einsamkeit der kleinen Stadt zurückgezogen, wo das Gras auf den Straßen wuchs und die alten grauen Mauern der Gärten von Hedenrosen und Feigen überantant waren.

Zwischen Maria und Franz bildete sich mit der Zeit ein tieferes Verhältnis heraus. Allmählich freilich, sehr allmählich, denn Franz war ein sehr ruhiger Mensch, und es war für ein weibliches Wesen nicht leicht, in die Abgeschlossenheit seines Herzens einzudringen. Aber Maria gelang es. Sie war von allen Menschen abgeschnitten, und das war ihr am liebsten, denn sie war zu feinfühlig, um die abgestandenen Phrasen des Bedauernden und verlegener Schonung zu ertragen, mit der man ihr zu begegnen pflegte. So war in ihr eine große Leere, und Franz mit seinem überlegenen, tiefen Geist und dem leidenschaftlichen Schwingen seiner Seele war ganz dazu angehen, ihr Inneres auszufüllen. Er lehrte die neue Freundin die Schrift der Blinden, er las ihr aus den großen Dichtern und Dichtern vor, und an manchen Sommerabenden, wenn die Kühle der Blumen sich öffnete und die schwebenden Lüfte mit heraufstreichendem Duft erfüllten, lösten sich die Seelen der beiden jungen Leute, die dicht nebeneinander auf der Rasenbank unter der schwarzschildigen Kaskade des Jenerschen Gartens saßen, in der Harmonie des Weltalls und in dem leisen Gefühl auf, das wir Menschen lieben nennen.

Aber Maria liebte Franz nicht so, wie er sie. Wohl bewunderte sie seinen Geist, der sie aus der Dunkelheit emportrug, wohl empfand sie seine Nähe als die des einzigen Freundes, den sie auf der Welt hatte, wühlend und beruhigend — aber sie konnte kein Antlitz nicht, und ihre Sinne entbehrten jener wunderbaren Feinfühligkeit des geborenen Blinden, der sich durch eine leise Berührung mit der Hand, durch den Duft des Haars und durch ein selbstloses inneres Sehvermögen ein lebendes Bild der Menschen um ihn zu schaffen vermag.

Franz, der Blinde, sah Maria mit offenen Augen, sah ihr reiches blondes Haar, das sie zum Kranze gebunden um den zierlichen Kopf trug, er sah ihren feinen Mund, der so lieblich lächeln und so schmerzlich zuden konnte, er fühlte jede Regung, die die Seele des jungen Mädchens durchzitterte.

Es war gerade damals in die kleine Stadt die Kunde von einer neuen Operation gebrungen, durch die Professor Gräfenberg in hoffnungslosen Fällen von Erblindung Wunder gewirkt hatte, und beide Familien hatten nicht geögert, ihre Kinder zur Vorname der Operation in die Hauptstadt zu bringen. Nach kurzer Untersuchung hatte sich der Professor bei beiden Patienten für die Operation entschieden und diese unversäglich vorgenommen, nachdem er zuvor die beiden Mütter, die ihre Kinder begleiteten, aus der Klinik ins Hotel verwiesen hatte, wo sie den weiteren Verlauf der Dinge abzuwarten hatten.

Nun lagen Franz und Maria, weit voneinander getrennt, mit verbundenen Augen und hartem des Tages, denn die Winde von ihren Augen fallen sollte. Maria tat es mit stiller Freude. Sie war eine heitere, gelassene Natur, und die väterliche Güte des Professors hatte ihr ein grenzenloses Vertrauen eingesöhnt, sie glaubte seinen ermutigenden Worten, sie mußte, daß alles gut werden würde, und hinter der Pforte des Lichtes, die sich ihr leicht auftrat, lag nichts als Freude, lag das ruhige Glück der Mädchenjahre, das ihr jetzt noch schöner und lieblicher als je zuvor erschien — und — es durchdrachte ihr Herz — da war Franz, dessen Bild ihr jetzt immer deutlicher wurde und ihr in den glänzenden Farben einer mädchenhaften Schwärmerie entgegentrat. All seine guten, ersten Worte klangen in ihrer Seele wieder — ja er mußte schön sein und jung und stark, und sie würden gewiß sehr glücklich miteinander werden.

Franz Jeners aber fühlte, wenn er seinen Körper auch nie mit Augen gesehen hatte, daß er häßlich war, tauglich häßlich: ein kleiner, kümmerlicher Mensch mit ungelenten Gliedern und einem verwachsenen Mädel. Er fühlte das; und leise Reden der Diensthöfen, die er als Knabe aufging, hatten ihn darüber aufgeklärt, wenn es ihm nicht sein eigenes Empfinden gesagt hätte. Und diese Angst war es, die sich mit seiner grenzenlosen Sehnsucht, nach dem Licht michte, die Angst vor seiner eigenen Mangelhaftigkeit, die Angst vor Marias erschrockenen und entsetzten Augen. So hatte er nur zögernd in die Operation gewilligt: ein Jögern, das Franz Jeners sehr fälschlich als eine physische Furchsamkeit beutete und bei ihrem Sehn recht ungewohnt und beschämlich fand.

Am anderen Morgen brachte die Schwester ihrem Lieblingspatienten die Nachricht, daß Maria soeben die Binde von den Augen genommen und daß ihr Sehvermögen offenbar vollständig wiederhergestellt wäre. „Und nun wird es auch mit Ihnen gut werden, Herr Jeners,“ meinte sie beruhigend. „Der Professor wird gleich kommen.“

Franz klopfte das Herz zum Zerschlagen und für einen Augenblick trat der alles beherrschende Gedanke an Maria in ihm zurück. Licht sollte es werden, Licht um ihn her — all die Dinge, die er bisher geträumt und gefühlt hatte, sollten nun mit einem Mal vor ihm stehen in ungeahntem Glanze, neugeboren, emporgetraucht aus dämmernder Verschleierung, zu herrlicher Klarheit.

Der Professor war da, ehe Franz sich dessen versah. Er löste die Binde, ruhig, sachlich — und ein Chaos tat sich vor dem Gesehenen auf. Die Formen der Dinge, die er so oft ahnungsvoll vor sich gesehen hatte, dehnten sich, wuchsen, verzerrten sich zu seltsamen Gebilden. Der Arzt führte ihn sanft ans Fenster, und nun blickte er hinunter auf einen stillen Hof mit schönen alten Bäumen, die in wohlthuender Dämmerung dalagen. Allmählich traten die Umrisse und die Verhältnisse der Dinge klarer hervor, seine Brust begann ruhig zu schlagen und ein Gefühl von Kraft, von Genesung, von Hoffnung begann sein Inneres zu durchströmen.

Seine Bitte, Maria sehen zu dürfen, hatte der Professor in seiner überlegenen Art, die keinen Widerspruch zuließ, abschlägig beschieden, da vorläufig für beide Patienten alle Erregungen zu vermeiden wären. Aber je länger Franz auf das Wiedersehen wartete, desto mehr fühlte seine Ungebild, und der leidenschaftliche Wunsch, der Geliebten ins Auge zu blicken, überwog sogar die qualvolle Befürchtung, ihr absteigend zu erscheinen. Die Formen, die Farben der Gegenstände, die sich ihm allmählich erschlossen, enttäuschten ihn beinahe. Es war ja alles nur Vorbereitung, Abganz, Verheißung — das Leben war bei Maria, und er streckte seine leiden Hände dem Glücke entgegen, das vor ihm lag.

Wenige Wochen nach dem ersten Seherische stieg Franz, auf den Arm seiner treuen Pflegerin gestützt, in den stillen Garten hinab. Die Schwester ließ ihn bald allein, und er versank in eine unruhige Träumerei. Die Linden blühten und der Sommerabend war voll berauschernd und

verwirrender Düste. Mit einem Male tauchte ein Frauengewand, eine jähe Bewegung ließ Franzens Herz fast stille stehen — und als er sich umdrehen und erschrocken umwandte fand Maria vor ihm.

Sie war es. Sie mußte es sein. Sein Blick umfachte sie in ausleuchtender Seligkeit. Alles, was er geträumt hatte, stand lebend vor ihm. Und er trat ihr, von einer unwiderstehlichen Macht getrieben, mit ausgebreiteten Armen entgegen.

Aber da sah er ihre Augen: große, furchtsame Augen, die mit einem Ausdruck unendlichen Erschaunens, vollkommener Fremdheit auf ihm ruhten. Und er begriff: Maria ahnte nicht einmal, wer vor ihr stand. Sie sah nichts als einen fremden Mann — und dieser Fremde war ihr absteigend, fühlte ihr nichts als Widerwillen ein.

Er vermochte kein Wort hervorzubringen, die Kühle vor ihm wie zu geschneit. Aber er wußte es mit jener hellseherischen Klarheit, die ihm von jeher eiger gewesen war: eine unübersteigbare Mauer war zwischen ihm und dem Mädchen aufgerichtet, das Leben, das er sich so nahe anzuhatte, war ihm für alle Ewigkeit entglitten, und er war einsamer, als er es je zu den Zeiten seiner Blindheit gewesen war.

Maria wandte sich: sie mochte es wohl nicht glauben, daß es Franz war, der vor ihr stand. Sie floh, wie vor etwas Fremdem und Unheimlichem. Und auch Franz folgte ihr: mit schweren müden Schritten, nicht wie ein Gesehender, sondern wie ein Sterbender.

Er verließ den Weg und eriet in das Zimmer eines der Ärzte. Und hier sah er, was ihm bisher ein allidlicher Zufall oder garle Fiktion vorbehalten hatte: im Spiegel sein eigenes Bild. Da neigte er das Haupt und blieb stumm und rang mit seinem Schicksal.

Als Maria, der die Erscheinung des fremden Mannes nur wie ein böser Traum gewesen war, nach Herrn Jeners fragte, ergab es sich, daß er in aller Frühe bereits abgereist war. Das junge Mädchen war erkaunt, berritrt, bekümmert. Aber das Leben begann von allen Seiten zu ihr zu sprechen, und so geriet der Freund bald in Veressenheit. Franz Jeners lebte nur auf ein paar Tage in die Heimat zurück. Er begrub dort seine alte Mutter, die gerade damals verschied, und siedelte dann nach der Hauptstadt über, wo er sich durch seine Studien einen Namen erwarb. Er ist später als ein bekannter Gelehrter und als ein einsamer Mann gestorben.

Der Dufelsack.

Der Dufelsack oder die Sackpfeife, des schottische Nationalinstrument, wird noch jetzt vom englischen Militär benutzt. In Pommern, im Rheinland, besonders aber in Schlehengärten noch heute mancherbe Willkanten und Wäsenführer mit dem Dufelsack von Ort zu Ort; auch in der Markt sieht man sie zuweilen, z. B. in der Kottbusser Gegend. In Berlin sind wandernde Dufelsackpfeifer selten; doch lassen sie sich hin und wieder in kleineren Gasthäusern hören und leben und fesseln dann gewöhnlich das Auge mehr als das Ohr, denn jeder will einmal das originale Musikinstrument gesehen haben, dessen Name ihm aus der volkstümlichen Redensart: „Der Himmel sieht heut' aus wie ein Dufelsack“ bekannt ist, und nimmt daher die quieschenden Töne gerne mit in den Kauf.

Der Himmel wird mit dem Dufelsack verglichen, wenn die grauen Regenwolken sich zusammenballen; im übrigen ähnelt der lederne Schlauch der Sackpfeife mehr einem menschlichen oder tierischen Magen, und diese Ähnlichkeit hat in Wittenberg zur Bildung einer sonderbaren Volksrede den Anstoß gegeben. Dort wird nämlich im Rathaus der angeklagt aus der Sammlung der ehemaligen Universität stammende, wohlpräparierte Magen des berühmten Wittenbergschle aufbewahrt. Nach volkstümlicher Ueberslieferung soll einst der „Krebstahl“ wieder einmal so großen Hunger gehabt haben, daß er einen Dufelsackpfeifer auf der Straße sah, ihm das Ding doch einmal in die Hand zu geben. Er sagte es dann, als wollte er blasen, an den Mund, machte aber keine Musik, sondern verkehrte es „mit Haut und Haaren“. Die letzte Angabe ist allerdings insofern nicht ganz richtig, weil der aus Ziegenbalg gefertigte Schlauch wohl aus dem Dufelsack selbst ist. Dufel kommt in einigen märkischen Dörfchen übrigens auch als Straßennamen vor. So gibt es z. B. in Rauen einen Dufel. Ein minderwertige, liebliche Musik nennt man in Berlin eine Dufelci, und ein abgeplappertes Viertelstücken heißt ein Dufelsack.

— B e t r i e b e n d. „Ihr bester Freund ist mit Ihrer Gattin durchgebrannt? ... Das betrübt Sie wohl sehr?“

„Allerdings — wird der doch nur mein Todfeind ...!“